

der historischen Dichtung, So in „Quo vadis“. Er hat da für die Décadence die Farben der Décadence: voll kranker, wehmüthiger Schönheit. Nie ist sein Stil geadelter gewesen, nie seine Bildkraft plastischer als hier; diese Dichtung ist die Orgie eines Gourmands, der nie die Endlinien der Schönheit vergißt.

Will man die große Begabung des Sienkiewicz resumieren, so muß man auf ihn das Wort anwenden, das Laura Marcholin über Björnson gesagt: Als Dichter ein Genie, als Dichter — durchaus keines. Er erinnert in seiner Vielseitigkeit und in seinem Stil-Aristokratismus an Flaubert, ohne dessen culturelle Bedeutung und Uner-schrockenheit zu besitzen. Ihm fehlt das große Ideal; sein Scepticismus war nur eine Episode. Er ist kein Entdecker und da, wo er moderner Psycholog ist, ist er es aus zweiter Hand. Aber ich wüßte jetzt, außer Zola, keinen, der so starke Sinne besäße, keinen, der analytisch anschaulich und ohne alle Abstraction zugleich wäre wie er. Ein Künstler von feinsten, aristokratischer Herkunft, besitzt er eine geradezu uner-schöpfliche Zeugungskraft. Er hat keine Schule gebildet; denn die jüngste polnische Literatur ruht auf einem Geschlecht kühner Künstler. Und die Gabriele Zapolska, Ignacy Dombrowski, Niedzwiedzki, Zych heißen die jungen Bahnbrecher.

Brody.

Hermann Menkes.

Die sittliche Forderung.

(Komödie in einem Act von Otto Erich Hartleben. Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 10. November 1896.)

Wenn man im März nach München kommt, so kann man an einem Tage die ganze Stadt, die sonst so behäbig und gemächlich ist, in der größten Aufregung sehen. An diesem Tage wird das Salvator angezapft, das dicke, schlüpfrige und betäubende Bier, das wie eine süße Tinte durch die Kehle rinnt. Da laufen dann die guten Bürger ängstlicher, als es sonst in ihrer breiten, gern verweilenden Art ist, ja beinahe hastig hin, nervöse, daß sie es versäumen könnten. Aber auch das andere München, das Quartier der Kunst, wird laut: Halbe, den geschwinden, zappelnden Poeten der „Jugend“, sieht man sein Rad noch sanftlicher treten und sogar den stillen Schaumberger, der sonst verträumt, so dantest, immer wie im tiefen Schatten von Problemen geht, sieht man dann sich flinker, beinahe ungestüm bewegen. Alle rennen an diesem Tage zum Bahnhofe hin, den Berliner Zug zu erwarten, weil man weiß: heute wird das Salvator angezapft, da kommt Otto Erich Hartleben an; das ist jetzt nach und nach schon zu einer bayrischen Landesfeste geworden. Fährt nun der Berliner Zug ein, so steht ein massiver, sehr jovialer Herr winkend am Fenster, der einem alten Studenten aus den „Fliegenden Blättern“ gleicht. Er steigt aus und grüßt mit einer gewissen kurzen, ja ungeduldigen Herzlichkeit, weil ja doch schade um die schöne Zeit ist — man könnte schon längst beim Bier sein. Erst, wenn er endlich draußen sitzt, den Zwicker abgenommen hat, um in seiner Andacht durch kein Bild der Welt gestört zu werden, und nun den dunklen milden Saft innig und weise schlürft, dann geht ihm erst das Herz für die Freunde auf. Er weiß dann nicht mehr genau, was er sagt, laut und ungedämpft läßt er seine Gefühle ausströmen; Bewunderer drängen sich herbei und schauen ihm zehen zu und das will doch in München was heißen.

Ein ewiger Student — das ist das erste Gefühl, das man von Otto Erich Hartleben hat. Scheffel hätte sich an ihm gefreut, einen besseren Trinker findet man nicht. Er ist aber doch noch mehr. Zwar einen Dichter will ich ihn nicht nennen, mit diesem theueren Namen sollten wir behutsamer sein, als es bei den doch sonst nicht so verschwenderischen Deutschen der Brauch ist. Aber ich möchte sagen, daß er zu unseren besten Artisten gehört. Damit meine ich einen, der sein Metier kennt, in Experimenten erfahren ist und auf dem Seile aller Schwierigkeiten tanzen kann. Wir haben nicht viele. Es gibt ein paar Gedichte*) von ihm, auf die ein Parnassien stolz sein könnte, und es gibt ein paar kleine Novellen,**) die es verdienen, daß man bei ihnen an Maupassant gedacht hat. Wie edle Dolche oder kostbare Becher sind diese zierlichen und eleganten Sachen gemacht.

Und noch etwas darf man nicht vergessen, wenn an seinem behaglichen Bilde nichts fehlen soll: er ist auch ein Bohème. Er mag noch so berühmt werden und die schönsten Lantienmen beziehen, man kann ruhig sein: in eine bürgerliche Existenz wird er sich doch niemals fügen. Es ist unmöglich, sich unseren Otto Erich als Geschworenen, Verwaltungsrath oder Vormund vorzustellen. Bei dem bloßen Gedanken schreit man schon auf. Er ist fleißig, er hat Erfolge und doch wird man ihn immer zu den Verbummelten zählen. Das Bummeln ist bei ihm kein äußerer Zustand, er hat es im Gemüthe. Er ist der geborene Bohème. Man mag ihn auf den Thron von Griechenland setzen und in drei Wochen würde Athen eine altdeutsche Kneipe sein.

Student, Artist, Bohème — bei ihm sind das eigentlich nur drei Worte für dieselbe Sache. Das Wesen des Studenten ist das Privilegium, sich um die bürgerlichen Dinge nicht zu kümmern; die Befehle der „Philister“ gelten nicht für ihn, „frei ist der Bursch!“ Das Wesen des Artisten ist es, die ganze Welt bei seinem Metier zu vergessen: ob es regnet oder die Sonne scheint, Krieg oder Frieden ist, die

Menschen lachen oder weinen, er will und kann das gar nicht wissen, es ist ihm alles gleich, wenn er nur seltenen Adjectiven und neuen Reimen nachgehen darf. Das Wesen des Bohème ist es, jeder Macht auf die Menschen, jedem Ansehen, ja jeder Ehre zu entsagen, um nur nach seiner Laune leben zu können. Der Student, der Artist, der Bohème stehen draußen und thun nicht mit; das alles bekümmert sie nicht. Das ist das Verhältnis, das Otto Erich Hartleben zum Walten der Menschen hat: er thut nicht mit; er ist für nichts, er ist gegen nichts, die Herrschaften mögen das unter sich abmachen, er schaut bloß zu. Er liebt nicht, er haßt nicht, er kann sich nicht entrüsten und nicht begeistern, es ist ihm alles recht, wie es eben ist: denn er reißt durch das Leben wie in einem fremden Lande, das einen ja schließlich nichts angeht, sondern nur curios ist. Curios kommt ihm das Menschliche vor, das ist sein Ton; als ein Unbetheiligter schildert er es. Er spricht von unseren moralischen Fragen, als ob sie japanische Gebräuche wären. In einer guten Zeit verlässlicher Instincte und der großen sicheren Gefühle würde man sich einen solchen Menschen nicht gefallen lassen, wie das gesunde Volk sich den Sokrates nicht gefallen lassen hat. Aber wir Schwankenden und Ungewissen, die erst zu neuen Gefühlen kommen müssen und den alten nicht mehr vertrauen können, haben seine neugierig anfragende Art des Zweiflers gern. Sie ist genau das, was wir heute brauchen. Die große romantische Entrüstung verstehen wir ja nicht mehr; der wilde Schmerz, der laute Jörn sind uns fremd. Wir spüren: wir haben sie nicht mehr nötig; die Mächte, die uns sonst beherrschten, sind hinsällig geworden. Wozu Lärm und Tiraden? Wenn man nur leise an sie klopft, fallen sie ja schon um. Das ist es, was Otto Erich Hartleben thut: er klopft ganz leise, mit einer netten Discretion, an unsere sittlichen Mächte an, indem er ihnen die sanftesten Nasenstüber gibt, daß es staubt. In der That, das ist seine Art, das ist sein Erfolg: mit lieben Nasenstübern wirft er unsere sittliche Welt um. Nun, wenn das so leicht ist und gar nicht wehe thut, wird ja wohl auch nicht schade am sie sein.

So ein Nasenstüber an unsere alte Sittlichkeit ist seine „Angele“,*) so ist die „Erziehung zur Ehe“**) gewesen, so ist der heitere Act, den man jetzt im Deutschen Volkstheater spielt. Hier macht sich unser dicker Freund den Spaß, die „Heimat“ ein bißchen zu zupfen. Es ist daselbe Thema: Das Verhältnis des aus dem Bürgerthum entlaufenen Mädchens, das draußen vagabundierend berühmt geworden ist, zu seiner angeborenen Moral. Seine Magda heißt Rita; ein junger Kaufmann aus Rudolstadt, der ihre erste Liebe war, möchte sie heiraten. Aber sie will nicht, schlägt den Gatten aus und behält ihn als Liebhaber da. Diese simple Geschichte spinnt er in seine und graziöse Worte ein, man mag an die Dialoge von Arthur Schnitzler denken. Sie schweben in einem zarten Duft von Zweifel an allen diesen wunderlichen Reden, die sich die Menschen immer noch vorsagen und doch niemand mehr glaubt, diesen vertrockneten Reden von Tugend und Pflicht, die riechen, als ob sie zu lange in einem dumpfen Kasten gelegen wären. Alle diese „sittlichen Forderungen“ sind jetzt weß, ihr Staub rührt uns, fast möchten wir weinen, aber das wäre doch dumm, machen wir lieber das Fenster auf und lassen unsere frische Luft ein. Vor hundert Jahren, wir wollen uns an Beaumarchais erinnern, hat man die alte Welt mit Pathos erschlagen: wir thun es jetzt mit einer zärtlichen und müden Ironie. Das galante Stück ist im Volkstheater gut inscenirt, jeden leisen Hauch seiner munteren Melancholie läßt der Regisseur uns fühlen und es wird von Frau Dillon mit einer unbeschreiblichen Grazie des Verstandes gespielt, deren Herr Christian S. manchmal nicht unwürdig ist.

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das Ministerium Badeni hat diese Woche zwei bedeutende Thaten vollbracht, welche ihm gleicherweise die Bewunderung aller Regierungsfreunde eingebracht haben. Nämlich, erstens hat es auf Minister-rathsbeschluss ein Eisenbahnverstaatlichungs-Gesetz entworfen, und darüber Jubel, soweit der Dispositionsfonds reicht. Zweitens hat es dann dieses Eisenbahnverstaatlichungs-Gesetz wieder verworfen. Und darüber abermals Jubel. So hat sich das Ministerium in dieser einen Woche zweimal hintereinander ausgezeichnet, und es ist doch alles beim Alten geblieben. Meiner Tren! Wenn das nicht Regierungskunst ist, dann will ich meinethalben — Badeni heißen.

Wie ein uncontrolierbares Gerücht behauptet, beabsichtigt Herr von Guttenberg bei nächster Gelegenheit das Eisenbahnministerium zu verlassen, um an Stelle des amtsmüden Grafen Welfersheimb seine geschätzte Kraft ausschließlich der Landesverteidigung zu widmen. Gegenwärtig ist nämlich seine Kraft getheilt zwischen der Verteidigung der Interessen des Staates und der Interessen der Nordwestbahngesellschaft, und es ist begreiflich, daß bei dieser widerspruchsvollen Thätigkeit nichts herauskommt. Deswegen würde ich als seinen Nachfolger Herrn v. Taussig vorschlagen. Denn, wird auch vielleicht Herr v. Taussig gar nicht antreiben, das eine Ziel des Herrn v. Guttenberg zu erreichen, nämlich den „Vorthail des Staates und der Volkswirtschaft“, so ist es doch umso sicherer, daß es Herrn v. Taussig gelingen wird, das zweite der dem Herrn v. Guttenberg (siehe seine Rede vom Mittwoch) vorschwebenden Ziele zu gewinnen, nämlich: „die Rechte der (Nordwestbahn-)Gesellschaft zu wahren“.

*) „Meine Verse.“ S. Fischers Verlag, Berlin.

**) „Die Geschichte vom abgerissenen Knopf.“ „Vom gasstfreien Pastor.“ S. Fischers Verlag, Berlin.

*) S. Fischers Verlag, Berlin.